

Die kleine Welt

Nr. 14

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Der letzte Willen Hohenrots.

Eine Dorfgeschichte aus Nassau. Von Heinrich Dielenbach.

(Schluß.)

In seiner Populationsrede flocht der Pfarrer einige verblühte Anspielungen auf die bewegende Kraft dieses Ehebundes ein und gab nicht unendlich zu erkennen, daß ihm die Sache so wie sie jetzt lag, nicht übel gefiel, und daß er wünsche, sie möge auch von dem erhofften Erfolg begleitet sein. Auf diese Bemerkungen antwortete Kathrine, die Braut, mit ein paar dankbaren Seufzern und Karl, der Bräutigam, zog den Mund etwas breit, was er immer tat, wenn er überzeugt war, daß er ein Werk mit Glück begonnen hatte. Der Pfarrer sah sich auch nachher noch fleißig nach dem jungen Ehepaar um, denn wenn die Geschichte klappte, dann waren Herr und Frau Weismenger bald vermögende Leute und für die Kirche zu brauchen, der sie ohnehin fleißig zu Gefallen gingen.

Niemals ist mit größerer Spannung eine frisch verheiratete Frau beobachtet worden, als in diesem Fall, wo die prompte Geburt eines Weltbürgers in der Tat ein glückliches Ereignis genannt werden mußte. Noch nicht einmal junge Landesmütter können sich rühmen, in den ersten Monaten ihrer Ehe das öffentliche Interesse in einem Maße auf sich zu ziehen, wie es die frisch gebadene Weismengerin tat. Sie zeigte sich nicht oft auf der Straße, geschah es aber doch, so öffneten sich alle Fenster und es schwirten Bemerkungen hinüber und herüber, wie: „Ich glaub', ich glaub', es macht sich!“. „Es scheint, als ob's schon im Gange wär.“ „Ach, bei dem Kasten wird man nicht eher wissen, woran man ist, bevor es nicht in der Wiege zappelt.“ Die junge Frau bekam täglich einige Weiberbesuche und es wahrte nicht allzulange, da war es bekannt, daß wirklich etwas im Anzuge sei, was das rechtzeitige Eintreffen eines glücklichen Ereignisses zu gewährleisten scheine. Diese Nachricht hatte zur Folge, daß man in allen Wirtshäusern und Spinnstuben knifflige Berechnungen aufstellte, die aber jeder Genauigkeit entbehrten, da kein Mensch wußte, mit welcher Zeit er einzusetzen habe.

Karl Weismenger trat mit einem Gesicht auf, aus dem beinahe alle Bescheidenheit verschwunden war, welche dem Bauernknecht ehemals so wohl angestanden hatte. Von den Hohenrotschen Besitztümern sprach er schon als von seinem Eigentum, nur im Wirtshaus ließ er sich nicht blicken, obgleich ihm von gewisser Seite nahegelegt wurde, daß er sich dort nur ein paar Mal in der Woche zu zeigen brauche, um das

Gemeinderatspöstchen zu erhalten, das seit dem Tode Hohenrots noch immer unbesezt war. Denn wenn er auch die stille Bescheidenheit abgelegt hatte, so war er doch noch nicht Groshans genug geworden, um reif zum Spiel einer öffentlichen Rolle zu sein.

Im Hause des Kirchendieners war eine gedrückte Stimmung eingezo-gen, welche am schwersten auf dem Kirchendiener lastete, der in-

werde, was das Testament von ihr verlangte — Zeit genug hatte sie ja noch!

In dieser trübseligen Verfassung achtete der Küster weniger auf seine Hausgenossin, und selbst als ihm Christian, der sich ebenfalls zweimal wöchentlich bei ihm barbieren ließ, und an der Braut seines verstorbenen Vaters Geschmack gefunden hatte, von seiner Absicht in Kenntnis setzte, ihm demnächst die Male vor der Nase wegzuheiraten, da murrte er nur ein bißchen von Undankbarkeit und dergleichen, was ihm aber weder von Christian noch von Male übel genommen wurde, obwohl der Kirchendiener weit mehr Ursache gehabt hätte, dem Mädchen für die Aufopferung zu danken, mit welcher es seine bessere Hälfte bis zum letzten Stündlein gepflegt hatte. Die verstorbene Küstersfrau hatte übrigens noch das Vergnügen, den Anfang des zweiten Teiles der Hohenrotschen Komödie zu erfahren und man darf annehmen, daß sie drüben den Autor von dem durchschlagenden Erfolg seines Stückes in Kenntnis setzte. Auch von dem Verhältnis, das sich zwischen den bei dem Bürgermeister Fassbender dienenden Christian und ihrer Pflegerin entwickelt hatte, wurde sie von dieser unterrichtet, ein Umstand, welcher der armen Frau das Sterben sichtlich erleichterte, denn sie hatte wohl herausgeföhlt, daß sie ihrem ruppigen Alten längst im Wege war, der seine verschmitzten Kluglein küstern auf Male geworfen hatte. Die Gewißheit, daß ihr Kirchendiener wenigstens von Male nichts zu erwarten, verschaffte ihr eine gewisse Genugtuung für alle Unbill, die sie in den vielen Jahren ihrer Ehe erdulden mußte, und so schied sie zu guter Letzt doch nicht ganz ohne Freude aus dieser Welt.

Trotz des verdrießlichen Gebarens des Kirchendieners machten die jungen Leute ein paar Wochen nach der Verheiratung der Weismengers ebenfalls Hochzeit, die aber nicht so breitspurig ausfiel. Der Bräutigam warf zwar auch eine Handvoll Kupfermünzen unter die den Weg versperrenden Buben, aber es wollte nachher niemand einen Groschen gefunden haben. Das Pärchen mietete sich bei einer Mietfran, die nicht viel zu reifen und zu beißen hatte, ein Stübchen und wartete hier in Geduld ab, ob sich das Blatt nicht doch noch in letzter Stunde zu seinen Gunsten wenden werde, denn wenn auch die Weismengerschen Aktien vorzüglich standen, so konnte doch noch dieses und jenes eintreten, was der Sache ein anderes Ge-



Anastasius Grün.

zwischen Witwer geworden war und seines kirchlichen Amtes wegen das Trauerjahr aushalten mußte, obwohl er sich am liebsten gleich nach Ersatz für sein verstorbenes Eheweib umgesehen hätte. Der arme Dietrich! Als er zum Kirchgang des Brautpaares läutete, rollten ihm dicke Tränen über die Backen, denn dieselben Glocken, deren Klänge das Brautpaar, frohe Hoffnung erweckend, umkosten, raubten ihm den letzten Rest des Glaubens, daß es ihm möglich sei, sich durch Male in den Besitz der Hohenrotschen Hinterlassenschaft zu setzen. Er zweifelte nicht daran, daß die dicke Kathrine fertig bringen

sicht gab. Der junge Ehemann hatte aber das Geheimnis seiner Geburt tren in der Brust verwahrt und dachte nicht daran, es jemals preis zu geben, es sei denn, daß er durch Vermittelung seines wackeren Weibchens rechtmäßiger Eigentümer der väterlichen Hinterlassenschaft werden sollte.

11.

Erschienen war der Tag, der die Entscheidung bringen mußte. Die zwei Jahre waren bis auf zwölf Stunden verfloßen und die Aufregung der Kehlbacher hatte ihren Höhepunkt erreicht. Sehr begreiflich, denn die weise Frau saß schon seit einem Tag an dem Bette Kathrines und behauptete, das erwartete glückliche Ereignis könne jede Stunde eintreten. Die Patientin fühlte sich wohl. Sie war voller Erwartung, sie trank Glühwein und Fliedertee, badete die Füße in heißem Kamillensud und tat noch manches, was nach der Ansicht der weisen Frau ihrem Zustande dienlich war. Karl Weismenger steckte alle Augenblicke den Kopf in die Stube und erkundigte sich, wie die Sache stehe und zog sich dann in den letzten Winkel der Scheune zurück, wo er sich auf ein Gebund Stroh setzte und seine trüben Gedanken nachhing. Denn so hoffnungsfroh er vor wenigen Tagen noch gewesen war, so hoffnungslos war er jetzt, da das glückliche Ereignis vor der Türe stand, gleichzeitig aber auch das zweite Jahr nahezu ausgehauert hatte.

Das war ein Fressen für die Kehlbacher! Die drei Wirtshäuser waren überfüllt, denn kein Mensch dachte an die Arbeit. Auf der Straße standen sie gruppenweise beisammen und vor dem Hause, das immer noch den Schwestern Madertrine und Kathrine gehörte, hatten schon am frühen Vormittag zahlreiche Frauen und Kinder Posto gefaßt und warteten, bis die Botschaft von der Geburt eines kleinen Weismengers verkündet wurde, oder bis die Stunde der Entscheidung das Warten auf diese Botschaft überflüssig machen werde. Diese Stunde aber war die fünfte Nachmittagsstunde, wie der Amtsrichter dem Bürgermeister mitgeteilt hatte, denn um diese Stunde hatte er vor zwei Jahren das Hohenrotische Testament eröffnet. Die Kehlbacher betrachteten diesen Tag als einen vergnüglichen Feiertag. Diejenigen, die Mehl im Kasten hatten, waren sogar der Meinung gewesen, daß man einen guten Kuchen auf dem Tisch haben müßte, und da die Kehlbacher durchaus in guten Verhältnissen lebende Leute sind, duftete es in allen Häusern nach frischem Gebäck und starken Kaffee. Das war aber um so mehr am Plage, als auch viele Auswärtige auf Besuch gekommen waren, um den Ausgang der interessanten Geschichte gleich an Ort und Stelle mit zu erleben und das Gefühl hochgespanntester Erwartung zu genießen, das außerordentlich angenehm zu sein pflegt, wenn man selbst nichts zu riskieren hat. Selbstverständlich waren die in der Stadt zu Vermögen und Ansehen gekommenen Kehlbacher vollzählig herbeigeeilt, die meisten hatten sogar ihre Familie mitgebracht, und so blinkte und glitzerte es in den Wirtshäusern und Ortsstraßen nur so von goldenen Uhrketten, Samtwesten und Seidenblusen.

Der Wirt des ersten Gasthauses hielt seine noch in den nassauischen Landesfarben prangende Fahne in Bereitschaft, um sie alsbald nach Bekanntwerden des glücklichen Ereignisses von seinem Dache flattern zu lassen. Das Kreisblatt aber hatte seinen X-Mitarbeiter beauftragt, ein hundertfünfzig Zeilen großes Stimmungsbild des bedeutungsvollen Tages zu entwerfen und ihm von dem Ausgang der Sache sofort telegraphisch Nachricht zu geben, denn es traf sich, daß gerade am nächsten Tage eine der drei Wochennummern der Zeitung fällig war.

Male und Christian verhielten sich still im Hintergrunde, obwohl der Tag für sie eine ebenso große Bedeutung hatte, als für die Weismengers. Christian war sogar der einzige, der am Morgen ins Feld gefahren war, wo er bis zum späten Abend zu tun hatte. Der Bürgermeister hatte dazu den Kopf geschüttelt und gemeint, er bräute es nicht fertig, wenn so viel für ihn auf dem Spiel stände wie für seinen Knecht, und er erbot sich, ihm sofort einen Jungen zu schicken, wenn die Sache doch noch eine für ihn, den Knecht, günstigen Ausgang nehmen sollte, worauf allerdings nach dem sachverständigen Gutachten der weisen Frau kaum zu hoffen wäre. Male saß in ihrem Stübchen und bei ihr die Jungfrau Madertrine, die am Abend vorher unbemerkt angekommen war, um gleichfalls die Entscheidung in nächster Nähe abzuwarten und sich dann wieder ihres Stübchens und des großen Himmelbettes zu bemächtigen, oder bei dem Sohn ihres Bruders einen Unterschlupf zu suchen, wenn nämlich dieser vom Glücke begünstigt sein sollte, wofür sie seit Jahr und Tag fleißig betete.

Stunde um Stunde verrann. Auf dem Strohbund in der Scheune saß Karl Weismenger und wurde kleinmütiger und kleinmütiger und in der Stube saß am Lager der Hauptperson der Komödie die weise Frau und sprach trostreiche Worte, die aber ungehört verhallen, denn die Patientin befand sich in einem Zustand, der sie empfindungslos für alles machte, was um sie her geschah. Und je näher die fünfte Nachmittagsstunde rückte, desto größer und unruhiger war die Versammlung auf der Straße. Die meisten hatten erhitzte Köpfe und heisere Stimmen vom vielen Disputieren über den möglichen und unmöglichen Ausgang.

Endlich schlug es fünf Uhr vom Kirchturm. „Die Uhr geht vor!“ schrien die Parteigänger des Ehepaars Weismenger. „Sie geht nach!“ entgegneten diejenigen, welche den Weismengers die Niederlage gönnten. Der Bürgermeister, der auch anwesend war und neben einem geborenen Kehlbacher stand, der im Magistrat der Stadt Sitz und Stimme erworben hatte, entschied dahin, daß man noch eine halbe Stunde warten wolle, um kein Unrecht zu tun. Sei aber dann das Ereignis noch nicht eingetreten, dann hätte die Weismengers zweifellos das Spiel verloren und Male sei die Universalerbin des verstorbenen Hohenrot.

Noch fehlten einige Minuten, als endlich die weise Frau aus der Haustüre trat und der mäuschenstill und die Ohren spitzen Versammlung die Mitteilung machte, daß — allem Anschein nach das glückliche Ereignis noch einen guten Tag auf sich warten lasse, wenn die arme Frau (damit meinte sie Kathrine) überhaupt imstande wäre, das Ereignis zu einem glücklichen zu gestalten. Gegenwärtig liege sie besinnungslos im Bette und sie, die weise Frau, bitte den Bürgermeister, durch einen zuverlässigen Boten einen Arzt herbeiholen zu lassen, denn mit dem Weismenger sei nichts anzufangen. Er sitze da wie ein Bündelchen Glend und auch seiner dürfe sich ein Doktor annehmen.

Ja, die Hohenrotische Erbschaftsangelegenheit war um 5 Uhr 30 Minuten nach der Kehlbacher Zeit entschieden. Der Bürgermeister schickte gleichzeitig einen Boten nach dem Arzt und einen Jungen nach seinem Knecht, der nun die beste Aussicht hatte, Kehlbacher Gemeinderat, wenn nicht gar Bürgermeister zu werden. Mit einer Verspätung von zwölf Stunden aber schenkte Frau Kathrine einem gesunden Bubens das Dasein, das sie mit ihrem Leben bezahlte. . . .

Das tote Weib hatte nun der ehrlichen stillen Freundschaft der beiden Knechte wieder Platz gemacht, die nach und nach von neuem zu ihrer früheren Herrlichkeit aufblühte. Karl Weismenger grollte

einige Wochen lang dem Schicksal und seinen siegreichen Gegnern, dann aber froh er zu Kreuz und dankte dem Himmel, daß er ihm in der Schwägerin Madertrine eine sorgsame Wärterin für das Kind schickte, mit dem er in den ersten Jahren nichts anzufangen wußte. Die Krabbiirte war so verträglich geworden, daß sie ihm sogar gestattete, das obere Stockwerk des Hauses für sich zu benutzen, und sich herbeiließ, mit ihm an einem Tische zu essen. Auch hatte sie nichts dagegen, daß sich die zwei Kameraden bei schlechtem Wetter abends an ihrem Tische setzten und tiefsinnige, erbauliche, hier und da von einer anzüglichen Bemerkung der alten Jungfer unterbrochene Gespräche, über das mancherlei verschlungene Pfade wandelnde menschliche Leben führten, wobei sie, wie vordem, ihre Pfeifen rauchten und Apfelwein tranken. Im Sommer verlegten sie ihre Blanderstümpchen in den Hof, wo sie unter dem Nußbaum, der das Hausdach mit seinen knorrigen Zweigen schirmte, eine Bank errichtet hatten.

So war alles wie früher, bis auf zwei Punkte: jeder stopfte seine Pfeife aus dem eigenen Tabaksbeutel und zwischen ihnen saß der kleine Weismenger und griff lauchzend nach den Springeln, die den Klöben der Freunde entstiegen. —



Aus der Tierkunde des Mittelalters.

Luttlige Ausgrabungen von Adolf Heilborn.

(Schluß.)

Das Rätsel der Urzeugung löst schließlich ein Tier, das halb ins Vogelbuch, halb ins Fischbuch gehört: die *Bernikela gans*. Dieses Vogels Nest und Ei, verkündet Gefner, hat keiner nie gesehen; und das ist kein Wunder, „die weyl er on elteren, von im selbs also erboren wirt“. Wenn nämlich irgendwo im Meere ein gestrandetes Schiff fault, „da schließend (schlüpfen) anfangs gleich als schwimm (Schwämme) darauß: in welchen du unlang darnach figuren oder gestalten der vöglen sichts (siehst), darnach mit fäderen bedeckt, zulest läbendig und fliegend“. Hier handelt es sich zweifellos um die gar zu naiv phantastische Beschreibung der sogenannten Eutenmuschel, aus der natürlich niemals ein Vogel hervorgeht. Auch unserem Gefner kam solches Stück wohl etwas stark vor; so zog er bei einem Irlander, „welcher ein läser der heiligen geschriffst war“, nochmals Erkundigungen ein, und der Irlander schwor ihm „durch das Evangelium, es were gar gwiß und warhafft.“

Zum Schluß seien hier noch ein paar *Apotheken- und Küchenrezepte* aus Gefners Buch mitteilt. Das Mittelalter suchte bekanntlich vielfach in ekelhaften Dingen besondere Heilkraft; Arzneien dieser Art nannte man charakteristisch „Dredapothek“. In die Dredapothek gehören die meisten Gefnerschen Rezepte. So ist z. B. „Eislskaat (Eis) mit Rosenöl also warm inn die oren getreust“, gut gegen Ohrenschmerzen. Elefantfleisch mit Salz, Wasser und Essig gekocht, „vertrybt den alten husten, tödt und bringt um ein läbendige geburt.“ Fleisch der Wildkatze „angeschmirt thut wohl den Rodagra“. Wem die Haare ausgegangen sind, dem ist „Kagendräk gedert (gedörret) mit gleychem theil senffs in effsch gestoßen und aufgelegt“ sehr zu empfehlen. Gegen Leibweh hilft „wolfskaat und blut“; das kann man entweder in Weißwein genießen oder braucht es auch nur „mit einem riemen oder hand angehendt, oder auf die lendy (Lenden) oder arm gebunden“ tragen.

Damals gab es aber auch Leiden ganz besonderer Art. Von der Krotte (Kröte) heißt es z. B.: „So dise thier in leb kommend, sol man dem menschen zur stund mit öl und lau-

warm wasser zu hilf kommen, daß er stark sich versenbere und toge, demnach in mit gutem alten starken weyn trenken in guter vile". Genug von den Rezepten dieser Dreckapotheke, von denen ich die Mehrzahl gar nicht herzuschreiben wage. Wir wollen noch einen Blick in die mittelalterliche Küche werfen, wie wir sie in Geßners Tierbuch kennen lernen. Der Leser wird erstaunt sein, daß Geßner versichert, Minderfleisch sei „einer kalten und trocknen ardt speyse“. Es soll „in dem menschen gebären ein dick Melancholisch geblut“. Besonders wenn ein Mensch zu solcher „complexion geartet“ ist, „dann so gebirt es Krankheiten so von solchem blutentspringend, als frähs, außsah, böser grund oder rud (Meude), taubsucht, geschwulst des milches und wasser such.“ Ferkelfleisch ist „ganz ungesund“; im übrigen hat aber von allen Vierfüßlern keiner ein so gesundes Fleisch, so leicht zu verdauen, „so süß und lieblich zu essen, so gut, löblich blut ursachend als ein Samw mittelmaßigs alters“. Hammelfleisch scheint auch nicht gerade empfehlenswert. Denn es hat „vil überflüssigkeit, gebirt im menschen ein pituitosisch, schlimerig (schleimig), arg blut. Schadet allen denen, so ein kalten, feuchten, schlimerigen magen habend. Ist sunst am geschmack dem menschen angenehm und lieblich.“ Gänse- und Entenfleisch ist hitzig, „feucht, dick, hart, und kaum zu verköuwen (verdauen): doch ist das der Enten etwas hitziger dan der Gänsen“. Das Fleisch des „Rechbock“ (Rehs) „ist dem feuchten, flüssigen und pituitosischen (schleimigen) magen ein bequeme speysz und narung, auch denen, die das grimmen im bauch und fallenden siegtag (Epilepsie) habend“. Merkwürdigerweise aßen aber damals die „Teutschen edelleute“ nicht sowohl das Fleisch des Rehs als vielmehr das — Fell. Dieses „Soffnestel“ genannte Gericht wurde folgendermaßen bereitet: man sott das Fell und enthaarte es, schnitt es in kleine Riemen und machte „sölche an mit einer sulz brugen (Brühe)“. Wie man Tauben damals zubereitete, mag folgendes Rezept zeigen: an Masttauben, heißt es, „thut man pffaffer, laubsticel, coriander, gesotteneu weyn, trockeneu zwiblen, milnz (Pfefferminz), eyertotter, dattelkerne, honig, effich, geschmelzt öl, weyn“. Das muß jedenfalls sonderbar geschmeckt haben.

Geßners Tier-, Vogel- und Fischbuch war, wir betonten es schon mehrfach, die erste „wissenschaftliche“ deutsche Tierkunde. Wie es mit ihrer „Wissenschaftlichkeit“ bestellt ist, hat der Leser nun genugsam erfahren. Aber selbst bis ins 18. Jahrhundert hinein schrieb man noch so unglaublich naive Zoologien. Um hier nur ein paar — freilich besonders köstliche — Beispiele anzuführen, seien zunächst ein paar Sätze aus dem Werke des Königsberger Zoologen **Lein** mitgeteilt. Seine Systematik (Linnes Ruhm ließ ihn augenscheinlich nicht schlafen) teilt die Tierwelt folgendermaßen ein: „Die Tiere haben entweder keine Füße, oder sie sind zweifüßig, oder vierfüßig oder endlich vielfüßig.“ Die Vierfüßler teilt er in zwei, alle umfassende Ordnungen. Die eine hat Hufe oder „hornigte Schaaalen“, die andere „Beene“ (Behen) an den Füßen. Vom Kamel schreibt er: „Der Kamel hat auf dem Rücken zweene Auswüchse und ebensoviele unten am Leibe“. Vom Rater sagt er, das sei ein sehr bekanntes, „aber auch ein melancholisches Tier“. Die Ziege — ich wähle hier absichtlich Tiere, die auch Klein jeden Tag sehen konnte — „ist nur ein wenig haarigt und hat gemeiniglich einen Bart.“ Und so schrieb damals nicht nur der etwas sonderbare Heilige Klein, sondern auch andere Naturwissenschaftler. **B. V.** sagt **Valentini** in seinem „Museum Muscorum“ (1714) von einem gestrandeten Wale, der offenbar verwest und mit Muscheln besetzt war: „Der lange Leib des Fisches war mit lauter erhabenen Citronen (!) besetzt, auf deren jeder zween natuerliche Men-

schen-Zaehne mit einem Zuegalein sehr scharff gewachsen, und gleichsam gepanzert.“ So schreibt ferner **E. G. Sappel** in seiner „Cosmographia“ z. B.: „Dieses ist nachdenklich, was **Mandrosloh** schreibt, daß nemlich in der Insel **Macasser** (**Macassar**) in Ost-Indien, die Weiber, neben den Kindern, auch öftters **Crocodilen** gebahren. Diese **Crocodile** bringt man nicht un, sondern sie werden in einem beschlossenen Wasser-Behälter getan, und täglich gespeiset.“

Erst das 19. Jahrhundert kennt eine wissenschaftliche Tierkunde. Ihr Schöpfer ist **Charles Darwin**. Er war der Pfadfinder durch die üppige Wildnis phantastischer Traditionen und Meinungen, der Waldläufer, dem heut alle wissenschaftlichen Zoologen folgen. —



Anastasio Grün.

Von **Ernst Krowski**.

Am 11. April rundet sich ein Jahrhundert, da **Graf Auersperg** zu **Laibach** geboren wurde, wo nun auch sein Denkmal steht. Unbeschadet hocharistokratischer Abstammung ist er doch Oesterreichs erster politischer Dichter gewesen. Auf seiner Leier erklang das „Lied der Zeit“ gerade, als **Goethe** zum Grabe neigte. Bei **Auersperg** wird auch der Schandname eines **Metternich** lebendig; mit ihm Oesterreich, das damals unter dem Joche des Absolutismus seufzte. Und gegen dies System vollführte **Auersperg** seine dröhnenden Hammerschläge.

So seltsam es scheinen mag, Tatsache bleibt es doch, daß eigentlich vom „Silbernen Kaffeehaus“ in **Wien**, wo damals viele Literaten, Künstler und Gelehrte verkehrten, auch, obwohl nur ganz leise angeregt, die ersten Ideen der Befreiung Oesterreichs vom Drucke des Absolutismus weiter und weiter klangen. In diesem berühmten Lokal, wo so manche bedeutungsvolle Dichtung gewissermaßen aus der Taufe gehoben wurde, hatte auch **Graf Auersperg** eifrig verkehrt. Er kam also auch mit ganz anderen, weil freiheitlichen und überdies durch große Auslandsreisen befruchteten Anschauungen in die Politik hinein, als die meisten österreichischen Aristokraten. Seine Bedeutung als Abgeordneter im **Krainer**, später im **Steiermärker Landtage**, sowie im **Herrenhause des Wiener Reichsrates** bleibt wohl in Oesterreich unvergessen. Er war allzeit ein unerschrockener Gegner der Reaktion, mochte sie nun **Metternich** oder **Ultramontanismus** heißen.

Alles an **Auersperg** hat das Gepräge einer innerlich gefestigten, starken Persönlichkeit. Beide: der Politiker wie der Dichter empfangen von ihr die nährenden Kraft, das lodernde Feuer, die gemütreiche Wärme.

Schon die Wahl des Poetenamens „**Anastasio Grün**“ ist charakteristisch für dessen Träger. Ein Hort alles Verdenden, alles Aufschwungs, aller Zukunftshoffnungen wollte er sein. Und er war es! In seinen Dichtungen webt taufrische Morgenfrühe. Eben erst dämmert der neue Tag; aber daß er für die Menschheit groß und herrlich aufgehe: das ist inniges Gebet, zuversichtlicher Glaube, trillernder Leichenjubel.

Man empfängt den Eindruck, als ob man zwischen blühenden Rosen wandelt; doch unter den Blättern sind die blitzenden Schwerter fühner Gedanken verborgen. Eine edle Kämpfernatur tut sich hier auf. Kein sentimentales Träumen, kein Ephen wehmütiger Klage, um Gräber der Vergangenheit sich raufend, begegnet uns. Ein Sohn der Zeit ist es, der da Blitze schleudert; keiner, der von klassischen oder romantischen Traditionen zehrt. **Anastasio Grün** ist in Wahrheit als der erste **moderne**

Poet auf dem deutschen **Parnas** erschienen! Immer als getreuer Adept seiner Zeit sich fühlend, hat er deren Geheimnisse voraus geahnt und zu deuten versucht:

„Denn es ist die Zeit dem weißen unbefahrenen Blatte gleich:

Das Papier ist ohne Malel, doch die Schrift darauf seid' ihr!

Wenn die Schrift nicht just erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?“

Er nennt die Zeit einen „Vokal durchsichtigen Mases“, „ein Wohnhaus“, „ein Saatkfeld“, eine „stumme Harfe“ und knüpft an diese Allegorifizierung die Aufmunterung zur Tat:

„Nun wohl an, so greift begeistert wie **Amphion** fest daren,

Daß auch **Strom** und **Welt** euch lausche, **Leben** fahre in den **Stein!**“

Zu den Postulaten der Zeit und des Schlachten schlagenden Menschengestes stets eine glorifizierende Verbindung offen zu halten, müsse die hehrste Aufgabe des Dichters sein. Zu einer Strophe seiner herrlichen Hymne „**Poesie des Dampfes**“ hat **Anastasio Grün** jenem Gedanken folgendermaßen Raum gegeben:

„Nein! Amt der Poesie in allen Tagen
Ist's, hoher Geist, dein Siegest zu verschönen,
Wie der **Viktoria** Goldbild überm Wagen
Des **Triumphators** schwebt, um ihn zu krönen!“

Schon in dem Epos: „**Der Letzte Ritter**“, das **Anastasio Grün** unmittelbar seinem lyrischen Erstling „**Blätter der Liebe**“ nachsandte, deutet er auf eine Verwandtschaft jenes Zeitalters mit der ihn selbst laut umbrandenden Gegenwart allegorisch hin, wenn er den sterbenden Kaiser **Maximilian** seinem Enkel **Karl V.** zuzurufen läßt:

„Dich rufen andre Kämpje, die Schwerter rosten ein —

Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geist wird Kämpfer sein!

Ein säkliches Mönchlein predigt zu **Wittenberg** im **Dom**,
Da lebt auf altem **Thron** der **Mönche** Fürst zu **Rom**.

Ein neuer **Dom** steigt herrlich in **Deutschland** dann empor,

Da wacht mit **Lichteswaffen** der heiligen **Streiter** Chor;

An seinen **Pforten** möge der **Spruch** der **Weisen** sehn:

Ist's **Wotkes** **Werk**, wird's bleiben, wo nicht, selbst untergehn.

Am **Altar** weht ein **Flämmchen**, die **Flamme** wächst zur **Glut**,

Zur riesigen **Fenerfäule**, rot lodern fast wie **Blut!**
O fürchte nicht die **Flamme**, hellprasselnd **himmelan!**

Ein **himmlisch** **Feuer** zündet kein irdisch **Haus** auch an!

Geleutert schwebt aus **Gluten** dann der **Gedank'** ans **Licht**

Und schwingt sich zu den **Sternen!** O **hemm!** im **Flug** ihn nicht!

Drei wie der **Sonnenadler** muß der **Gedanke** sein,
Dann fliegt er auch wie **jener** zu **Licht** und **Sonn'** allein.“

Bereits in seinem nächsten Werk, den anonym veröffentlichten „**Spaziergängen eines Wiener Poeten**“ hat sich **Anastasio Grün** aus dem Mittelalter in den Geist seiner Zeitphäre hinüber geschwungen. Was dort noch Allegorie ist, wird hier Apothese. Der Dichter verkündet für Oesterreich und für alle Welt den Kampf der politischen wie sozialen Freiheit gegen veraltete Formen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. An diesem Kampfe des Jahrhunderts muß sich nach des Dichters Anschauung sogar die Schöpfung beteiligen! **Grün** rüttelt sie gleichsam aus ihrem Frieden und besetzt sie mit Symbolen seines eigenen schachtgerüsteten Geistes. Und gerade dies ist das neue Element in seiner Poesie! Man lese nur die begeisterungstrunkene Hymne „**Sieg der Freiheit**“. **Grün** feiert darin den **Leuz** als „**Freiheitshelden**“ und „**fröhlichen Rebellen**“, von dem man lernen könne „**Thyrannen zu bezwingen**“.

Sonnenstrahlen sind seine Schwerter, gelbe Galme seine Speere, Fink und Nachtigall seine Trommler; die Lerche pfeift die Marschall; Bomben sind die Blumenknospen, Kugeln hietet der Morgentau, die beide über Feld und Flu dahinsiegen. Als „Kofarden junger Freiheit“ hat der Woz die Blüten ausgesandt, so daß nun „rings das Land voll bunter, farbiger Kofarden steht“. Dazu tritt der Regenbogen und das Aetherblau des Himmels: in diesem leuchtet eine Rosenwolke als Schild mit der Aufschrift: „Freiheit“. Sie, die Freiheit, ist jetzt „die große Lösung, deren Klang durchjauchzt die Welt“, ruft der Dichter und fährt dann fort: Freiheit, die erfor'ne Jungfrau, Schwingt das Banner untrer Zeit: Daß fortan ihr blind euch stellet, O fürwahr, es hilft nicht weill! Da ihr nicht gesehen das Banner, Als es weiß und rein und hell, Ei was Wunder, wenn mit Blute Sie's gefärbt nun rot und greill!

Krieg und Mord sei sonst wohl nicht der Freiheit Art, heißt es weiter:

„Über siegen muß sie immer!
Dies bleibt ihre Art und Macht,
Heber Herzen in dem Hause,
Heber Speere in der Schlacht!“

Von dieser abstrakten Betrachtung lenkt der Dichter sein Auge auf die traurigen Zustände in seinem Vaterlande. Wohl war Oesterreich umbraut von politischen Umwandlungsprozessen, alles umstürzenden Reformen und revolutionierenden Zukunftsideen. Sie pochten schon von außen her gebieterisch an seine Tore. Aber da drinnen schaltete und waltete ein allmächtiger Minister! Fort mit dem absolutistischen Regime! Fort mit dem Mauthsystem! Fort mit der Zensur und dem Pfaffenregiment! Diese letzteren beiden sind kaum je zuvor oder später von anderen austriazistischen Schriftstellern rücksichtslos an den Pranger gebracht worden, als durch Anastasius Grün's fulminante Strafpfeile. Den Zensor nennt er „Schutt“, „Erzschelm“, „großen Sünder“, „blinden Juden“, der „nicht erkannt, daß des Geistes Freiheit glorreich als Messias uns erstand“. Er ist ein „blutiger Mörder“, denn er „mordet auch den Geist“.

Es wurde schon darauf hingewiesen, wie entschieden der Politiker stets die Merkale im österreichischen Parlament befehlete. Schärfer noch geht ihnen der Dichter zu Leibe. Nicht wieder jene, die ihres Priesteramtes im Sinne des großen Lehrmeisters von Nazareth walten, ruft Anastasius Grün sein Volk zu „Kampf und Krieg“ auf; aber „der argen Gorde heuchlerischer dider Pfaffen“ kündigt er grimmige Fehde an; denn sie sind es, „die's süße Leben bitter uns zu machen wissen!“ Der Pfaff ist ein „Fuchs“, eine „Ligerläge“, ein „üppig Schlingkraut, frech vom fremden Markte zehrend“; und seine Seele eine „ekle Pfüge, füllend sich vom Kot der Welt“; und seine „Religion“? „Er umschlingt im Laumel einer Gassendirne Leib“. Jedes kulturelle Element, alle geistige Aufklärung des Volkes ist ihnen ein Greuel:

„Doch des Mondes, der Stern' Erlöschen flehten
Pfaffen stets herbei,
Daß die Nacht, die schwarze, finstere, schwärzer noch
und finstere sei.“

Um nun endlich ihrer Schandwirtschaft den Garaus zu machen, „bombardiere“ man sie „frisch aus dem Land“; doch nicht mit Flinten und Kanonen, sondern — „mit Distelköpfen“... Wahrlich, jedes Wort hier ist schneidender Hohn, fausender Peitschenhieb und hat auch heute im konfessionellen Sader in Oesterreich nichts von seiner aktuellen Bedeutung verloren.

Byzantinismus in unserer Gegenwart nutzbar angewendet und gedeutet werden könnte:

„Dichter, bleib bei deinen Blumen!
Nicht an Thronen frech gemeistert! —
Wenn dich mehr als Blumenkronen
Eines Fürsten Kron' begeistert,
Fei're, wie's so manch bescheidner
Vaterländischer Säng' tut,
Hohe Fest- und Namenstage,
Guldigend mit Sangesglut!“

Hiermit hängt es zusammen und wird auch erklärbar, daß sich des Dichters ungebändigter Freiheitsinn aus der politischen Enge seines

Vaterlandes in die schrankenlose Weite des Weltganzen hinüberträumte. Was aber sah er, wenn er, von Deutschland und Oesterreich sich abwendend, sein geistig Auge südenwärts schweifen ließ: nach dem Strande der blauen Adria, wo einst stolze Republik, freie Künste und Wissenschaften geblüht? Nichts als Trümmer und klösterliche Zwingburgen, verwehte Geschlechter, die sich, gleich ihm, der aufgehenden Sonne eines großen goldenen Zeitalters echter Menschlichkeit entgegen-gesehnt hatten. . . . Und wie er hinlief, vernahm er da nicht unter jenem Steingeröll und zwischen jenen zerfallenen Mauern die dumpfe Klage der Trauer, doch auch den Verchenton ewigen Menschheitssehns, der in eine ferne Zukunft hinüberlachte?

Und so entstand wohl der Romanzero „Schutt“, Anastasius Grün's nächstes Werk.

Vier Pilgrimstationen sind es, zu denen uns der Dichter geleitet. „Der Turm am Strande“ heißt das erste Stück: ein Kranz von siebzehn Romanzen. Grün zaubert das tragische Geschick eines venezianischen Sonettendichters, der einst in jenem Gemäuer seines Freiheits wegen gehalten worden wäre, vor unsere Sinne. Welch tiefe Symbolisierung eigenen Künstler-tums, eigener Schmerzerlösungen, eigener Zukunftsträume und kosmopolitischer Sehnsüchte ist doch diese Dichtung! Unter dem Schutte brechen die Blüten eines neuen Völkerfrühlings hervor, mit trillenden Liedern schwebt eine Lerche himmelan. Niemals drang der Schrei menschlichen Freiheitssehns so elementar an ein menschlich Ohr, niemals trat er so verkörpert vor unser Auge als hier. Das

Herz des Dichters eine sturmberäufelte Mäwe auf hohem Meere — man achte dieses Bildes:

„Ich kimm empor am hohen Fensterbogen
Und kralle fest mich an des Bitters Stäben:
O, endlos seh den Ozean ich wogen
Und fern, gar fern ein weißes Segel schweben.“

Ich meiner Freiheit Bild, nicht flieh so schnell!
Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es raffen;
Es schwebt als Mäwe über dunkler Welle
Und kammert schreiend sich an deine Masten!“

Einem wogenden Purpurmantel gleicht des Dichters Phantasie; von wunderbarer Bilderpracht wird das bligende Geschmeide hoher Gedanken durchwoben. Da ist kein erbogter Flitter, kein unechter Theaterschmuck — alles von

Am Vorabend.

Ein dumpf erregtes flüstern füllt den Raum,
Der schläfrig wird von Lampenlicht durchzittert.
Jetzt sind erwacht sie endlich von dem Traum,
Die unterm Joch gekeucht, und nun erbittert
Dem Schicksal grollen, das ins Joch sie zwang.
Sie, die vom Morgen bis zur Nacht geschafft
Ein schweres, arbeitsreiches Leben lang, —
Sie sind erschöpft, am Ende ihrer Kraft . . .

Das flüstern schwillt . . .

Vom Eingang pflanzt's sich's fort:

„Sie sind's, sie sind's!“

Die Abgesandten kommen

Zurück vom Chef. Jan Klüver nimmt das Wort:

„Kollegen, freunde, hört was wir vernommen:
Schon gestern ließ der Chef auf nichts sich ein.
Ihr wißt das ja! Es tüt ihm wirklich leid,
Doch könne er auf nichts sich lassen ein,
Und nicht verkürzen un're Arbeitszeit . . .

Und heute? Nun, wir wagten wiederum
Den Weg zum Chef. Wir wollten ehrlich Frieden . . .
Jetzt seh ich's ein, wir waren viel zu dumm!
Uns ward ein prächtiger Empfang beschieden,
Daß sich in Haß verwandelte der Groll,
Und auf der Stirn die Zornesader schwell . . .
Laßt schweigen mich von dem, was wir erduldet,
Wir waren Mittler nur, nicht Eure Rächer! —
Das Leid das kommt, wir tragens unverschuldet!“ . . .

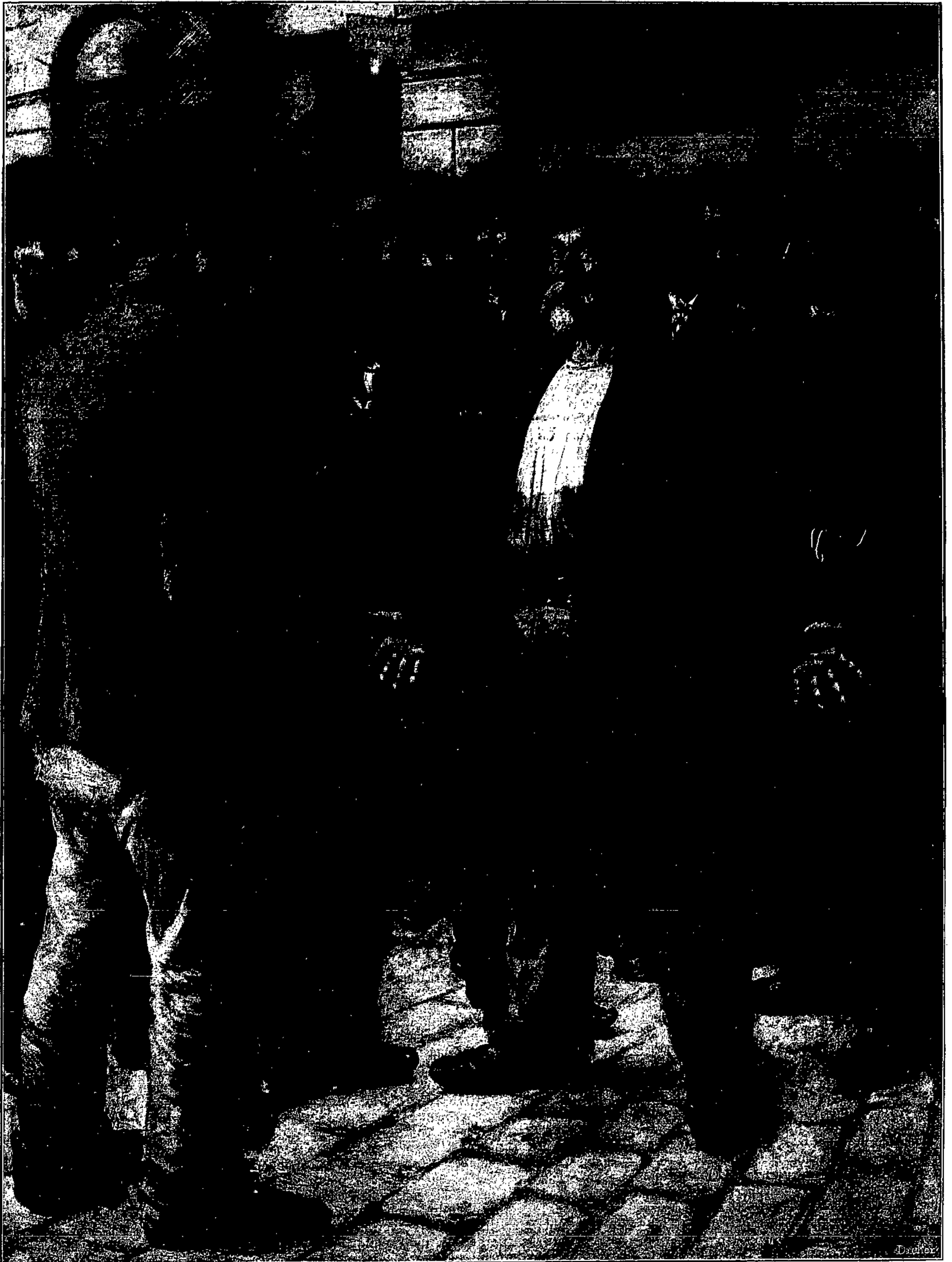
Die Kameraden schau'n auf ihren Sprecher.
Jan Klüver schweigt. Doch grollt sein Zornesbeben
In Allen wieder, die im Saale sind . . .
Und wie zum Schwur sieht man sich Hände heben:
So will man Streik?! Auf denn für Weib und Kind!
Hart ist der Kampf, doch woll'n wir ihn bestehn,
Und sollten wir auch siegend untergehn! —

Karl Petersson.

Aber wie öde, wie schwarz muß es damals gewesen sein, als Anastasius Grün in dem Gedicht „Nachtgedanken“ mit fühlbarem Spotte bekennen mußte, daß ihm des „Mondes Strahlenball wie ein leuchtender“, doch ach, „einziger Gedanken heiliger Freiheit lieb und klar“ erschien!

Sonst ringsum tiefe Nacht. . . . Und nichts als Duckmäuserei und klavische Speichellederei! Und die Künstler und Poeten nichts als elend entlohnte Schuhwischer bei Thronchen und Thronen.

Aber es bedarf andererseits nur wenigen Scharfblicks, um zu erkennen, daß das nachfolgende bissige Rezept auch gerade auf den



Vor dem Streik. Nach dem Gemälde von Hans Larwin.

unvergleichlicher Originalität! Wie sinnreich wird beispielsweise die Entstehung der Kette gedeutet! Liebe erfand sie und Liebe hat sie fortgewunden:

„Da sah der Gaf, wie Lieb' erfand die Kette:
Das, was sie liebt noch fester zu umwinden;
Er fornt, aus Erzesblüten, nach die Kette:
Noch fester was er haßt an sich zu binden.“

Oder wie schön wird nicht das Entstehen der Sterne geschildert: Einem Niesen gefiel es, den Mond, damit er ihm als Abendlampe im Schlafgemache diene, mittels einer goldenen Kette am Himmelsgewölbe aufzuhängen:

„Doch der rollt fort und fort, unaufgehalten;
Und Nirrend reißt die Niesenkette droben,
Daß in Millionen Trümmer rasch zerspalten,
Weit hingefät die goldenen Splitter stoben!“

Und sich, als Sterne sind sie dort geblieben:
Da leuchten sie ins Herz mit ihre Kunde
Als Freiheitshymn', mit goldner Schrift geschrieben
Tief auf des Himmels dunklem ew'gem Grundel

Es flüchtet gern mit seinen stillen Schätzen
Das Menschenherz in die gestirnte Ferne;
Es will der Mann in Fesseln gern versehen
Selbst seine Ketten in die ew'gen Sterne.“

Seit reichlich einem Vierteljahrhundert bewahrt mein Gedächtnis wortgetreu diesen ganzen Romanzepklus, der mich noch heute mit seinem unergleichen Zauber umfassen hält und den ich, nebst Robert Hamerlings „Schwanenlied der Romantik“ als die höchste lyrische Blüte nach Goethe verehere. Er wird noch bis in ferne Zeiten empfängliche Herzen erglänzen machen und mit süßem Schauer durchbeben! Die zweite Etappe „Eine Fensterscheibe“ spiegelt die Erstarrung priesterlicher Herzen in klösterlicher Zelle ergreifend wieder. „Cineinnatus“ heißt die dritte Station. Vom fauligen Boden Italiens wandert der Geld fort, ein neues Land zu suchen:

„Nicht Spannen Erde nennst du Vaterland,
Die Scholl' ist nicht des Menschen Heimatland!“

Aber den „alten Kindern alter Welt“ gibt Grün die Mahnung mit:

„Schliffst auf den alten Hochmut an den Maß!
Den alten Anechtsinn rasch Kielholen laßt!
Den Gaf und Meid, Habsucht und Glaubenswut:
Schnitt hier den alten Plunder in die Klut!“

Dort, in Amerika wird die schöpferische Kraft der Arbeit eine neue Zukunft bringen. In der Dichtung „Fünf Ostern“ endlich gibt Anastasius Grün seiner Zubericht auf ein Reich des Friedens, das kommen werde, wenn alle Konfessionellen Unterschiede verschwunden seien, beherzten Ausdruck. Der Dichter offenbart sich

hierin allerdings libertärentweise als Hohepriester einer aus dem Gemüt herausgeborenen Weltbeglückung und Menschheitsverlösung, die mit dem modernen Sozialismus wenig zu schaffen hat.

Wir begegnen ihm in dem ländlichen Epos „Der Pfaff vom Mahlenberg“ auf ähnlichen Pfaden. Er wurzelte mit seinen Empfindungen doch tiefer im Wesen der Wirklichkeit, als es den Anschein haben möchte. So ist dies übrigens prächtige Gedicht ein Loblied auf „liberale“ Geistlichkeit und ebenso gearlete Fürsten, die sich in patriarchischer Anwandlung unter das Volk mischen und bei ihm Popularität erwirben. Das Bild Josephs II. schwebt als Gloriole über der Dichtung, wodurch ihr natürlich der Reiz einer gewissen altösterreichischen Volkstümlichkeit gesichert ist. In dem Widmungsgedicht an Nikolaus Lenau klagt Anastasius Grün bitter seine ob des Ausklangs der Revolution von 1848/49 erlittene Enttäuschung.

Aber schon in seinen lange zuvor veröffentlichten „Nibelungen im Grad“, die Eduard Bauernfeld als reine Satire auf die „Marotte“ bezeichnet, hatte er einen die revolutionäre Lyrik des Vormärz entschieden ablehnenden Standpunkt eingenommen. Mitbestimmend hierfür mochten damals mannigfache Angriffe gewesen sein, deren sich der Dichter zu erwehren hatte. Herwegh, Bruß, Dingelstedt und andere ziehen ihn seit seiner Verheiratung mit einer Tochter des Landeshauptmanns von Krain der Abtrünnigkeit. Besonders hatte er von seiten Sebastian Drunners, eines klerikalen Sekksporns und pamphletischen Keimschmiedes schwerkränkende Anpöbelungen zu erdulden. Ihm geschah bitter Unrecht. Stolz durfte er von sich bekennen: „Wem ihren Strahl die Freiheit einmal ins Herz gegossen, abfällt der nimmer!“ Nicht, daß er die politische Tendenzlyrik verpönte; aber indem er die vormärzliche als „ein schlechtes Gespenst von Pöschpapier“ brandmarkte, stellte er doch zugleich sein Idealbild von einer auf große historische Voraussetzungen basierten politischen Dichtung auf:

„Politisch Lied, du Donner, der Felsenherzen
spaltet,
Du heilige Drifflamme, zum Siegeszug entfaltet,
Die Feuerfäule, dem Volke aus Anechtschaftswüsten
hellend,
Du Zerichoposaune, der Zwingerherrn Bollwerk all
zerfählend!“

Sieghafter Sparterkeldherr, der Freiheit Lürmer
du,
Du Todeslawine Murtens, Dastillenstürmer du,
Bornwölke, deren Wille der Dorje zuden sah,
Du Stetberöckeln der armen gemordeten Polonial

Du heil'ger Graf, Goldsäule mit des Erlösers
Blut,
Wenn sie zur rechten Stunde in rechten Händen ruht,
Schiffbrücke du den Deutschen zur Mache über
den Rhein,
Du griechisch Feuer der Klephten, du heller
Jullisonnenschein:

Du schwebst wie Fahnen und Adler den Seeen
raufschend vor;
Weit Weber und Dyräos, Rouget und Arndt im
Chor!

Da „Ca irat“ Die Klänge aus Verangers
Werkeß!

„Noch ist Polen nicht verloren!“ — „Der Gott, der
Eisen wachsen ließ!“

Ähnlich wie Schiller, kämpft Grün für ein kosmopolitisches Freiheitsideal; den konkreten sozialen Forderungen der Zeit, insofern sie zum Gegenstand für die Poesie erhoben wurden, stand er abwehrend gegenüber. Aber wie warmherzig er 1848/49 auf Seiten des Volkes gestanden hat, ergibt sich aus vielen seiner Klänge, die, mit anderen Dichtungen den Nachlassband „In der Veranda“ zieren; wie sich denn der große Gedankenpoet und Lyriker ganz in dem Buche seiner „Gedichte“ offenbart. Wundervolle Liebesstimmen, Naturschilderungen und Meeresbilder („Der Ring“, „Herbst“, „Familiengemälde“, „Erinnerung“, „Magie“, „Das Blatt im Buche“, „Knospen“), kraftvolle Balladen und Romane („Der Deserteur“, „Am Strande“, „Meerfahrt“, „Das Vaterland“, „Auf dem Meere“, „Der Gefangene“, „Die Leiche zu Sankt Just“, „Votenart“, „Der gefangene Räuber“, „Der letzte Dichter“, „Der alte Komödiant“) bezeugen das!

Seit dem 12. September 1876 weilt Anastasius Grün nicht mehr unter den Lebenden. Nie hatte er mit Titeln und Orden gepunktet. Erst nach seinem Tode erfuhr man, daß er ihrer viele besessen. Der von ihm herührende Spruch:

„Die Seele warm,
Das Auge klar,
Die Rippe wahr,
Von Stahl der Arm;
Fürs andre sorgen
Dein Geut, dein Morgen“

darf als Motto über seinem Leben stehen. Und eine Sentenz von Shakespeare daneben: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!“

Glücklich fügt es sich, daß wenige Monate nach Anastasius Grüns 30. Todestage des Dichters Werke frei werden. Da dürfte eine verständig geführte billige Volksausgabe wohl nicht lange auf sich warten lassen. Aber dann wird der unergleiche Kampfpöet und Aristophanes Oesterreichs seine große Auferstehung feiern! —

Eine Vernunftheirat.

Von Georges Renard. Autorisierte Uebersetzung von Marie Kunert.

Jean-Pierre Wilson Goguelat war vor fünfzig Jahren die beste, das heißt die reichste Partie des Dorfes. Er besaß mehr als dreihundert Morgen Land mit Wald, Feldern und Wiesen und war damit der schwerste Grundbesitzer der Gemeinde. Aber an das Heiraten dachte er nicht: was sollte er denn auch mit einer Frau anfangen? Hatte er überhaupt Zeit, auch nur daran zu denken? Müßte er nicht pflügen, säen, eggen, mähen, einern und, wenn dies alles getan war, von vorn anfangen? Dann hatte sein ältester Bruder Jean-Baptiste einen Haushalt gegründet; Julie, seine jüngere Schwester, war Frau Dutilleul geworden; er hatte schon eine Menge Neffen und Nichten, aber noch keine Kinder.

So lebte er denn allein mit einer alten Magd, die Fanchette hieß. Ein tüchtiges Frauenzimmer so weit: stark wie zwei Männer und abhängig wie ein Hund; sie nähte, schneuerte, be-

sorgte die Küche und scheute sich im Notfall nicht davor, einen Baumstumpf klein zu hauen oder ein Stück Gemüseland umzugraben, darin ganz ihres Herrn würdig und demgemäß auch unerreicht im Sparen von Holz, Meidern, Essen und Trinken und sogar im Sparen von Worten.

So erreichte Jean-Pierre Goguelat sein vierundsiebzigstes Jahr, ohne daß er einen Augenblick darunter gelitten hätte, daß er ein alter Junggeselle geworden war. Aber plötzlich erfuhr sein bisher so regelmäßiges Leben eine heftige Erschütterung. Fanchette wurde krank, und zwar brach sie mit einem Male ganz zusammen, wie dies bei so kräftigen Naturen zuweilen vorkommt. Ihr Herr stürzte sich für sie in unerhörte Lorheiten; er brachte sie ins Hospital und verausgabte für ihre Pflege sogar 77 Franc und 50 Centimes, was er später so manches Mal bereute, weil diese Summe nicht verhindern konnte, daß die arme Fanchette starb.

Damit waren aber seine Leiden noch nicht zu Ende. Wie sollte er eine zweite Fanchette wiederfinden? Sicher, es fehlte nicht an Mädchen; aber die eine war eine Nichtstuerin, die andere eine Herrentreiberin, diese trank, jene schwachte wie eine Gister. Nicht eine war sparsam! Goguelat kam aus dem Kerger nicht heraus. So vergingen fünf Jahre, die die unruhigsten seines Lebens waren, fünf Jahre, in denen langsam in seinem Hirn ein Wunsch keimte, der so sonderbar war, daß er ihn sich lange nicht eingestehen mochte. Eines Tages endlich, als er auf der Türschwelle stand, zog der Leichenzug eines gewissen Michonin vorüber, der gerade im Dorfe gestorben war; er war ein ehemaliger Friseur, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. Hinter dem Sarge ging die Witwe in Trauerkleidern, und ihre Haltung war so würdig, so korrekt, so anständig, daß Jean-Pierre sich vor die Stirn schlug und halblaut

vor sich hin sagte: „Das wäre ein famoseres Geschäft, wenn ich die Frau heirate.“

Wiel! In seinem Alter noch eine Frau nehmen, mit neunundsiebzig Jahren auf dem Buckel! Wo die anderen ihre goldene Hochzeit feiern oder ihre Population mit dem Tode vorbereiten? Nun, ja, es war verrückt! Er wußte es wohl. Hundertmal hatte er es sich wiederholt. Man würde darüber herziehen, lachen, sich über ihn lustig machen. Um so schlimmer! Warum waren gute Mägde so rar!

Er betrachtete sich in dem kleinen viereckigen Spiegel, der ihm allsonntäglich beim Rasieren diente; mit besorgter Miene prüfte er sein verschlagen dreinschauendes Gesicht, die in dünnen, grünlichweißen Strähnen herabhängenden Haare, die verwitterte, wie altes Pergament eingeschrumpfte Haut, die dünnen Lippen, die spitze Nase und das ebenso beschaffene Kinn, die eine bedenkliche Neigung zur Annäherung aneinander zeigten, dazu seine kleinen lüchlichen Augen, die in dem grauen Gestrüpp der Augenbrauen wie im Hinterhalt lagen. Er war nicht schön, das war wohl wahr, als er es erkannte, machte er eine Grimasse, die ihn auch nicht verschönte. Dennoch war er, alles in allem genommen, nicht schlecht imstande; der Brustkasten war noch kräftig; er ging mit Leichtigkeit drei bis vier Meilen zu Fuß; er scheute sich nicht davor, ein Feld umzupflügen, oder eine Flasche Wein zu leeren, vorausgesetzt, daß man ihm eine anbot. Er hatte noch immer scharfe Augen und Ohren, kräftige Arme und sogar einige brauchbare Zähne. Und war er nicht ein Goguelat? In seiner Familie wurde man hundert Jahre alt, und ein selbst etwas betagter Goguelat taugte zum Ehemann besser, als einer jener Grünschnäbel, wie man sie alle Tage heiraten sah. Welche Frau, vorausgesetzt, daß sie vernünftig war, konnte einen Goguelat ausschlagen, einen so reichen und angesehenen Mann, dessen Vater, Großvater und Urgroßvater schon zu den Großen und Angesehenen des Landes zählten?

Jean-Pierre, der sehr fromm war, hätte eher an dem lieben Gott gezweifelt, als an dem Gewicht seines Namens und seiner Taler. Der hohe Begriff, den er von seiner Stellung in der Welt hatte, verriet sich schon in seiner Kleidung; er hatte ein Mittel gefunden, um das Gefühl seiner Würde mit seinem Geschmac für das Einfache und seinem Abscheu vor jeder Geldausgabe zu verbinden. Man sah ihn oft, eine Forke in der Hand, den Mist über das Feld ausbreiten ganz wie der erste beste Bauer; er trug dabei große Holzschuhe und eine zerlumpte Hose, die den Blick durch die Buntschekigkeit der aufgesetzten Flicker fesselte, wenn er nicht gar durch große Löcher bis auf die bloße Haut des Fermiers drang. Dazu trug er immer einen alten Schokrock und einen hohen schwarzen Hut mit fuchsfigen Haaren und riesigen Krempe. Er schien auf diese Art zu sagen: „Ich kleide mich wie ein Bettler, weil es mir gefällt; aber darum bin ich nicht weniger ein Goguelat.“

Indem Jean-Pierre Frau Michonnin seiner Beachtung würdigte, erwies er ihr eine ganz besondere Ehre. Sie war die Witwe eines einfachen Friseurs. Das war schon sehr schlimm! Sie war außerdem in Paris Kammerfrau in einem vornehmen Hause gewesen. Sie mußte also viele vorzügliche Eigenschaften besitzen, um den Abstand auszugleichen, der sie von einem Goguelat trennte.

Die erste dieser Eigenschaften war in den Augen ihres Liebhabers die, daß sie für eine Hausfrau ohne gleichen galt. Genötigt, mit ihrem Manne von einer äußerst kleinen Rente zu leben, hatte sie wahre Wunder der Geschicklichkeit und Sparsamkeit vollbracht, um auszukommen. Und doch war kein Haus besser bestellt als das Ihrige; die beiden Zimmer, aus denen es bestand, der Hof und der Garten, die dazu

gehörten, fielen durch eine an Koketterie grenzende Sauberkeit auf. Frau Michonnin plättete, strickte und stückte wie keine zweite; sie verstand sich gleich gut auf die Pflege von Blumen, Gemüsen und Kranken; sie bereitete kleine, lockere Gerichte, ausgezeichnete Liköre, vortreffliche Konserven und alles das, ohne viel Wesens davon zu machen. Außerdem besaß sie „Bildung“. Das Lesen von Büchern und selbst lautes Vorlesen brachte sie nicht in Verlegenheit. Sie schrieb einen Brief ohne abzusehen. Sie hatte eine Menge merkwürdiger Dinge in Paris gesehen, und es war ein Vergnügen, sie von der Hauptstadt erzählen zu hören. Sie war wirklich eine hervorragende Frau, und mehr als ein Ehemann hatte sie schon seiner besseren Hälfte als Muster vorgeführt, wenn er bei der Heimkehr die Suppe schlecht gekocht oder das Bett nicht ordentlich gemacht fand.

Goguelat hatte selbst von ihren zahlreichen Vorzügen sprechen hören und mehr als einmal schielte er zu ihr hinüber, wenn sie in die Kirche ging, und sie ging oft dorthin. Sie war nicht mehr jung, fünfzig Jahre mochte sie wohl schon alt sein; aber sie war noch sehr ansehnlich mit ihrer nonnenhaften Gesichtsfarbe, ihrem Madonnenscheitel, in dessen glatten blonden Haaren noch kein Silberfaden schimmerte, mit den großen, blauen, tiefen Augen von unbestimmtem Ausdruck, hinter deren oft gesenkten Lidern sich ihre Gedanken verbargen, mit ihrer geraden, schlanken Taille, die ein leichter Aufstoß zur Hüfte leise rundete. Sie hatte gleichzeitig etwas Strenges und Demütiges, eine durch Sanftmut gemilderte Herbitheit an sich. Nur schien die Herbitheit natürlich und die Sanftmut angenommen.

Ihre Stimme konnte so zärtlich klingen, aber plötzlich auch in scharfe Töne umschlagen. Das Gesicht drückte Bescheidenheit und sogar allerchristlichste Demut aus, aber die Züge waren hart, das Kinn viereckig, die Augenbrauen stark gezeichnet, der Blick zuweilen herrisch. Alles verriet einen energischen Willen, der durch das Leben darauf dressiert war, sich zu verborgen und sich klein zu machen, um besser zum Ziele zu gelangen.

Welches Ziel konnte sie indes verfolgen? Welcher Traum wohnte hinter dieser glatten, undurchdringlichen Stirn? Frau Michonnin hatte keine Vertraute. Nur einige Nachbarinnen, die sie mit dem Scharfblick der Eifersucht beobachtet hatten, behaupteten, sie litte im Geheimen an unbefriedigtem Ehrgeiz. Bei ihrer Ankunft im Dorfe hatte sie unter dem Vorwande, daß sie ja nun von ihren Renten lebe, sich unter die „Bürger“ des Landes zu drängen versucht. Sie wollte die Dame spielen und machte der Bürgermeisterin, der Pächterin, der Witwe des Arztes, der Postvorsteherin Besuche, die indes nicht erwidert wurden. Auf Kosten ihrer Eitelkeit hatte sie so erfahren, daß die Aristokratie des Dorfes gerade so exklusiv ist, ja vielleicht noch mehr als die der Stadt. Man hatte sie ganz einfach an ihren Platz zurückverwiesen; man ließ es sie fühlen, daß näherer Verkehr mit einer ehemaligen Kammerfrau unmöglich war. Das ließ sie sich gesagt sein. Resigniert ertrug sie die Ungerechtigkeiten der sozialen Rangordnung; aber sie litt beständig unter dieser immer erneuten Demütigung. Da sie weder Dame noch Bäuerin war, da sie die Frauen verachtete, mit denen sie verkehren konnte und von den anderen verachtet wurde, verharrte sie in einer schiefen und peinlichen Stellung, aus der sie mit aller Macht herausverlangte.

Wenn man den bösen Zungen glauben wollte, so geschah es nicht aus Liebe zu Gott, daß sie sich mit der Hartnäckigkeit einer Fliege immer bei den Gottesdiensten zeigte. Die Kirche war der Treffpunkt derselben dörflichen Elite, die sie so unerbittlich von sich ausschloß. Es war nur guter Ton und feine Politik, wenn sie

sich hier so oft wie möglich sehen ließ. Allmählich gewöhnte man sich an ihre Gestalt; man gewahrte sie in der Messe; man fand sie in der Besperandacht wieder, man begegnete ihr beim Herrn Pfarrer. Man mußte schließlich ihre exemplarische Haltung bemerken; man konnte doch nicht verhindern, daß sie zur Unterstützung der Armen Hilfe und Geld anbot. Sie schmuagelte sich unter die Patroninnen der Gemeinde, und schon ergatterte sie bei Gelegenheit höfliche Grüße und selbst einige liebenswürdige Worte. Was sie lange gestört hatte, war ihr Mann; der arme Kerl war so unbeholfen, so wenig „gebildet“ in Ausdrucksweise und Manieren. Wie konnte sie ihm in der guten Gesellschaft Aufnahme verschaffen? Schließlich hatte Gott es so gefügt, daß er starb und seiner Frau das Haus und seine geringe Habe hinterließ. Sie hatte ihn geziemend beweint; aber sie tröstete sich über diese Prüfung mit dem Gedanken, daß sie nun die Höhe, die sie erstrebte, viel leichter erklimmen würde.

* * *

Sie hatte keine Vorstellung davon, wie richtig ihre Berechnung war und wäre sehr erstaunt gewesen, wenn sie hätte wissen können, was unter dem hohen Hut von Jean Pierre Odilon Goguelat vorging. Seit dem Tage, wo sein Wunsch Gestalt gewonnen hatte, war Jean Pierre nicht mehr derselbe; er war unruhig, nervös, er schlief und aß schlecht. Er überraschte sich dabei, daß er mit wachen Augen träumte, was ihm in seinem Leben noch nicht begegnet war.

Er sprach laut mit sich selbst und diskuterte ohne Ende mit einem unsichtbaren Gegner in seinem Innern. Durch ein unwidereistliches Argument schmetterte er ihn nieder, faßte plötzlich einen Entschluß, verwarf ihn wieder, kam auf das erste Wort, das er an sich selbst gerichtet hatte, zurück und fing von neuem an, sich zu bekämpfen. Sechs Monate verfloßen in diesem ermüdenden Kampfe. Das Schlimme war, daß, sobald er einen Beschluß gefaßt hatte, Verge von Schwierigkeiten sich dagegen erhoben. Seine Familie würde sicher ein Geschrei erheben! Und wenn die Witwe etwa eingeschüchtert wurde! Wenn sie sich vor dem Gerede und dem Aufsehen fürchtete! Besser war es, die große Angelegenheit im Geheimen zu fördern. Aber an wen konnte er sich in dieser Sache wenden?

Frau Michonnin hatte die Mutter Sauvage, die Schankwirtin, zur Nachbarin. Diese war eine gute, gefällige Frau und dabei nicht zu schwachhaft. Ihr konnte man das Geheimnis anvertrauen. Goguelat trat eines Morgens mit etwas verwirrter Miene bei ihr ein und, sich einen Schoppen einschenken lassend, um sich mehr Haltung zu geben, flüsterte er ihr ins Ohr, daß er zu einer sehr wichtigen Sache nötig ihre Hilfe brauche. Dann stotterte er verlegen und sehr schnell die Worte hervor, die ihn fast erstickt hatten: „Du sollst Frau Michonnin fragen, ob sie mich heiraten will.“

Mutter Sauvage sah ihn verblüfft an; sie hätte am liebsten gelacht, wenn sie es nur gewagt hätte, aber die gerunzelten Brauen Goguelats nahmen ihr die Lust dazu. Uebrigens hatte sie, wie die meisten Frauen, eine wahre Wut darauf, die Leute zu verheiraten, und dann schmeichelte es ihr auch, daß sie für eine so delikate Mission ausersehen war. Sie versprach zu tun, was Goguelat verlangte und vor allem niemand ein Wort davon zu sagen. Eine Stunde später berichtete sie die Sache ihrem Manne. Sie konnte doch nicht handeln, ohne ihn zu fragen, nicht wahr? Vater Sauvage wußte immer gut zu raten und er bewies es wieder. Zuerst wollte er vor Lachen fast bersten und schrie dabei: „Den hat das Liebesweh aber spät gepackt!“

(Fortsetzung folgt)

Verfrühte Erfindungen. Eine häufige Erfahrung lehrt uns, daß geniale Erfinder und Entdecker vielfach keinen Dank ernten, keine Erfolge erzielen, daß sie oft nicht einmal auf das Verständnis für ihre Erfindungen rechnen können. Der Grund liegt nur zu häufig darin, daß ihre Erfindungen der Zeit vorangeht waren, daß die Entwicklung der Produktion ihrer noch nicht bedurfte, daß sie somit trotz ihrer großen Bedeutung zur Zeit der Erfindung wertlos geblieben sind. Man weiß, daß das Dampfschiff um mehr als ein Jahrhundert vorher erfunden war, als es tatsächlich gebraucht wurde, usw.: Einen interessanten Beleg für verfrühte Erfindungen findet man in dem Buche des früheren amerikanischen Voteshafers Andrew D. White „Aus meinem Diplomatenleben.“ Er erzählt da von dem Petersburger Besuche des amerikanischen Offiziers Samuel Colt of Hartford, des Erfinders des Revolvers, der seinen Namen trägt, und seines Begleiters Diderfon, eines vorzüglichen Kenners der technischen Wissenschaft und des Patentrechtes. White, der damals zur Zeit des Krimkrieges Attaché bei der amerikanischen Gesandtschaft in Petersburg war, führte die beiden Landsleute in die Sammlung der kaiserlichen Eremitage, welche an das Winterpalais stößt. Ueber diesen Besuch erzählt er folgendes: „Nachdem wir die Kunstsammlungen besichtigt, gelangten wir in den Raum, in dem die Reliquien Peters des Großen aufbewahrt werden, ferner verschiedene Arten von Maschinen, die für ihn von Mechanikern angefertigt worden waren, welche er sich aus Holland und anderen westlichen Staaten verschrieben hatte. Diese Maschinen waren damals nicht in Kästen verschlossen, wie heute, sondern ringsum an den Wänden aufgestellt und bequem zugänglich. Wohllich hörte ich Diderfon mit lauter Stimme rufen: „Großer Gott! Sam, kommen Sie her! Sehen Sie nur dieses an!“ Er wies uns eine Drehbank für geschweifte Formen und eine andere, mit der man Reliefs kopieren konnte. Die Probearbeiten befanden sich noch in den Maschinen. „Sehen Sie nur,“ sagte er, „dieses ist Blanchards Drehbank, die er vor kurzem erfunden; unsere Regierung benutzt sie dazu, Flintenkolben zu drehen, und sie wiegt ein Vermögen auf. Nun schauen Sie einmal die Reliefs in der anderen Maschine an, das ist genau die Maschine, die neuerdings erfunden wurde, um Skulpturen zu kopieren, die Maschine, welche augenblicklich in Paris so viel Aufsehen erregt.“ Diese Maschinen hatten dort in der Galerie, jedermann zugänglich, seit Peters des Großen Tode gestanden — seit rund 150 Jahren —, und kein menschliches Wesen schien sich jemals nur die Mühe genommen zu haben, sie auf ihren Wert zu prüfen.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts, zu Peter des Großen Zeit und noch lange nachher, war das Bedürfnis für die Erzeugung der Handarbeit durch die Maschine noch nicht vorhanden. Der Erfinder der geschlitzten Maschinen mag im Elend gestorben sein, wie die Erfinder der Streichhölzchen und der Papierfabrikation aus Zellstoff. Fast das gleiche Schicksal war beschieden dem Erfinder des Telephons. Niemand kennt die Namen der Mechaniker Peters des Großen. Den Nutzen aus den Erfindungen, den Vorteil ihrer Anwendung genießen kapitalistische Ausbeuter, die zu Millionären werden. Das Schicksal der Erfinder und das Schicksal derer, welche die Erfindungen verwerten, ist der beste Beweis, für die mangelhafte Schätzung geistiger Arbeit in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, sie ist gleichzeitig eine heftige Anlage gegen diese Ordnung. Die Erfindungen, für den Fortschritt der Menschheit bestimmt, schädigen heute diejenigen, deren Mühsal und körperliche Anstrengung durch die technischen Fortschritte erleichtert werden sollen, sie bringen nur selten Nutzen dem geistigen Arbeiter, der in oft jahrelangem Bemühen mit großen Opfern und meist schweren Entbehrungen den technischen Fortschritt herbeigeführt hat, und sie schaffen endlich Millionen denjenigen, die nichts anderes besitzen, als das Kapital, um diese technischen Fortschritte in die Praxis zu überführen. Zum Teil geschieht dies ganz zielbewußt, indem Angestellten, Ingenieuren, Chemikern usw. vertragsmäßig die Verpflichtung auferlegt wird, die gemachten Erfindungen den Unternehmern kostenlos abzutreten. — ab

Die Grenzen des Mikroskops. Wir wissen, daß wir einen jeden Körper vor uns nur dadurch sehen, daß er Lichtstrahlen aussendet, die in unser Auge gelangen. Auch der winzige Gegenstand unter dem Mikroskop scheidet Lichtstrahlen aus, die ihm selbst von unten her durch eine Blende zugeführt und nach oben weiter geschickt werden, sie treten in das Rohr des Mikroskops und werden bestimmten Ablenkungen unterworfen. Die Lichtstrahlenbündel des kleinen Körpers werden gewissermaßen auseinandergezogen und fallen in dieser Weise auf eine größere Linse, auf der sie somit ein vergrößertes Bild liefern. Durch eine Linse am oberen Rohrende erblickt der Beschauer dann nur das

große Bild des kleinen Gegenstandes, das sich aus seinen Punkten und Punkten zusammensetzt. Die Auswahl der verschiedenen optischen Hilfsmittel erlaubt es uns, mehrfache Vergrößerungen des Objektes vorzunehmen, aber es wäre unrichtig, zu glauben, wir könnten bis in die allerfeinsten Dinge eindringen, indem wir die Vergrößerung immer weiter steigern. Dies ist nicht der Fall, denn auch die Schärfe des Mikroskops hat ihre Grenzen. Wir können allerdings die Vergrößerung eines Gegenstandes unter dem Mikroskop beliebig hoch treiben, aber die Schärfe hält damit nicht gleichen Schritt. Durch Vergrößerung des Bildes können wir, ähnlich wie beim Lichtbild, seine Umrisse weiter auseinanderziehen, aber der Bau der feinsten Gebilde bleibt uns verschlossen. Natürlich hat es die Wissenschaft versucht, diese Grenzen des Mikroskops zu überschreiten, und es war dazu notwendig, die Ursachen der geschlitzten Erscheinung zu erforschen. Man hat sie in dem physikalischen Verhalten der Lichtwellen, den feinen Schwingungen des Wellenlängens, gefunden. Die Lichtstrahlen sind im Grunde ja nur die Bahnen der Lichtwellen, denen demnach im Mikroskop die Hauptarbeit zufällt. Es hat sich nun gezeigt, daß diejenigen winzigen Distanzen nicht mikroskopisch vergrößert werden können, die kleiner sind, als eine Lichtwelle lang ist. Die Länge einer Welle des sichtbaren Lichtes beträgt rund vier bis acht Zehntausendstel eines Millimeters, und demzufolge wird es uns unmöglich sein, Entfernungen unter dieser Größe durch das Mikroskop aufzulösen. Es wird uns aber dann gelingen, wenn wir eben Lichtwellen anwenden, die noch kürzer sind als die kürzesten sichtbaren Wellen. Solche bieten sich uns dar in Gestalt des ultravioletten Lichtes, dessen Wellen höchstens drei Zehntausendstel Millimeter lang und dem menschlichen Auge deshalb unsichtbar sind. Direkt können wir das ultraviolette Licht nicht wahrnehmen, wohl aber indirekt, wenn es nämlich von gewissen fluoreszierenden Körpern zurückgeworfen wird. Es erscheint dann als sichtbares, farbiges Licht. Darauf basiert die Mikroskopiermethode vermittle ultravioletten Lichtes. Das dafür gebräuchliche Mikroskop weicht in der Konstruktion von einem gewöhnlichen Apparat etwas ab. Als Herstellungsmaterial der optischen Linsen dient hierbei nicht Glas, das die ultravioletten Strahlen schlecht leitet, sondern das dazu zweckmäßigere Quarzglas. Oben sitzt in dem Rohr ein kleines, durchsichtiges Gefäß mit einer fluoreszierenden Flüssigkeit. Lenkt man nun die Strahlen einer an ultravioletten Wellen reichen Lichtquelle, wie die des bläulichen elektrischen Quecksilberlichtes, unter Einfügung einer violetten, durchscheinenden Scheibe auf das Objekt, so erscheint das von den sonst unsichtbaren Strahlen gelieferte Bild in farbigem Licht auf dem fluoreszierenden Gefäß, natürlich nur mäßig groß, so daß man es durch eine Lupe betrachten muß. Mit dem ultravioletten Licht der Quecksilberdampfampe, die ebenfalls eine Vergrößerungshülse oder wenigstens eine solche von einer jene Strahlen leicht durchlässigen Glasart haben muß, wird das mikroskopische Auflösungsvermögen schon bedeutend gehoben, da man es hier mit Ultraviolett bis zu zweieinhalb und weniger Zehntausendstel eines Millimeters zu tun hat. Doch man ist noch weiter über die Grenzen hinausgegangen. Die folgende Methode zielt nicht auf die offenbarende Sichtbarkeit der feinsten Feinheiten ab, sondern sie bedient sich eines Spürmittels für winzige Strukturen. Dieses Verfahren stammt von Professor Braun. Zur Erklärung müssen wir an das polarisierte Licht erinnern. Fällt nämlich ein Lichtstrahl durch ein Kalzspatprisma, so wird er polarisiert, er besteht dann nur noch aus Wellen, die einseitig, vielleicht nur von oben nach unten schwingen. Lichtwellen von anderen Schwingungsbewegungen werden von einem solchen Prisma aufgehalten. Es glückte nun dem erwähnten Forscher, äußerst feine Metallgitter herzustellen, deren einzelne Rinnen weniger als die Länge einer Lichtwelle auseinander standen und die sich der Erscheinung des polarisierten Lichtes anreihen. Sobald nämlich die von einem Kalzspatprisma polarisierten Lichtstrahlen auf ein derartiges Gitter fallen, vermögen sie dieses nur dann zu durchdringen, wenn die einzelnen Stäbchen des Gitters sich in einer bestimmten Lage befinden. Dreht man das Gitter etwas, so versperrt es den Weg der Lichtwellen und es wird, unter dem Mikroskop betrachtet, im ersten Fall hell, im zweiten dunkel, lichtlos, erscheinen. Zur Gewinnung eines derartigen feinen Gitterbildes, bei dem in jedem Millimeter Raum einige Tausend parallele Metallstäbchen auf einer Glasfläche nebeneinander liegen müssen, beschritt man einen besonderen Weg. In der Mikroskopie genügt es, zum Beispiel bei der Untersuchung der Struktur eines Pflanzengewebes, in dieses Goldfäden einzufügen. Man tränkt es in einer Goldsalzlösung, die sich im Sonnenlicht zerlegt, es scheidet sich Gold in unendlich kleinen Teilchen aus, die nebeneinander liegend, ganz kleine Ketten bilden.

Bringt man ein solches Präparat unter ein gewöhnliches Mikroskop und erblickt es mittelst polarisiertem Licht, so wird man dann beobachten, daß das Objekt in einer bestimmten Lage hell, nach wenigem Verschieben dunkel wird. Aus diesem Verhalten kann man auf die gitterartige Lage der einzelnen Goldfäden schließen, da diese aber einen gitterförmigen Bau des Pflanzengewebes bedingen, ist dafür der Beweis geliefert. Je deutlicher die Erscheinungen auftreten, desto feiner ist die Gitterstruktur des Gewebes. —

Elektrische Gesteinsbohrmaschinen. Eine der wichtigsten Einrichtungen im Bergbau ist das Anbohren des Gesteins, wie es zum Einlegen der Sprengpatronen oder auch zu anderen Zwecken nötig ist. Deshalb lag der Gedanke nahe, diese Arbeit maschinell auszuführen. Es ist aber erst vor einiger Zeit gelungen, wirklich praktische Bohrmaschinen für diese Zwecke zu finden, weil sie vielen Anforderungen genügen müssen. Zunächst muß eine solche Bohrmaschine so eingerichtet werden, daß sie leicht zu transportieren, schnell und einfach aufzustellen ist; weiter darf ihre Handhabung nicht zu kompliziert sein, ebenso muß sie der Härte des Gesteins entsprechend hohe Arbeitskraft entwickeln können, darf durch Staub und Schmutz nicht beinträchtigt werden und ähnliches mehr. Da ferner die Größe und Richtung der zu bohrenden Löcher verschieden ist, muß es die Maschine erlauben, den Bohrer an jeder beliebigen Stelle ansetzen zu können. Sonst benutzte man zu diesem Zweck meist Maschinen, die durch Preßluft angetrieben wurden, aber seit mehreren Jahren schon suchte man auch hierfür die Elektrizität nutzbar zu machen. Die Preßluftmaschine hat den Vorteil, daß ihr während der Arbeit frische Luft entströmt, wobei sich gleichzeitig die betreffenden Teile abkühlen; demgegenüber steht der Nachteil der nicht so einfachen Rohrleitungen für die Preßluft. Die Elektrizität dagegen erfordert nur Drahtleitungen, die ein fast unbeschränktes Gantieren mit der Maschinerie gestatten. Diejenigen Konstruktionen, die am meisten Eingang in der Praxis gefunden haben, basieren auf dem Prinzip der Trennung des angetriebenen Werkzeuges vom elektrischen Motor. Dieser wird in einem besonderen, zum Tragen eingerichteten eisernen Kasten untergebracht, der von allen Seiten luft- und wasserdicht verschlossen ist. Dadurch erreicht man, daß die bei der Arbeit des Elektromotors zwar unvermeidlichen, aber im Bergbau wegen der leicht entzündlichen Gase sehr gefährlichen Funken von der äußeren Umgebung isoliert sind. Aus dem Kasten ragt auf der einen Seite nur die Achse hervor, die das Werkzeug betätigt.

Von den eigentlichen Bohrmaschinen unterscheidet man zwei Arten, die Stoß- und Drehbohrmaschinen, von denen je nach den Verhältnissen die eine oder die andere bevorzugt wird. Die kompliziertere von beiden ist die Stoßbohrmaschine, deren Wirkungsweise kurz folgende ist: In einem metallenen Gehäuse gleitet ein Rahmen auf und ab, in dem zwei sehr starke, gegeneinander gespannte Spiralfedern einen Kolben halten. Durch das Gehäuse führt seitlich eine kurze Achse mit einer Kurbel auf der inneren Seite und einem kleinen Schwinggrad auf der äußeren Seite. Die Kurbel dient dazu, bei ihrer Rotation den Rahmen schnell hin und her zu bewegen und dadurch auch an den Kolben elastische Stöße zu übermitteln, die dieser an den spitzen Bohrer am Ende weitergibt. Da die Kurbelwelle, die ihre Kraft vom Elektromotor empfängt, in der Minute vierhundert Umdrehungen vollführt, so züngelt auch der Bohrer mit dieser Schnelligkeit gegen die Wand, in die er eindringen soll und stößt ein seiner Stärke entsprechendes Loch hinein. Zur Befestigung der Bohrmaschine wird eine starke Eisenstange fest gegen die Decke und den Fußboden des Ganges gefesselt, an diese dann die Maschine angeschraubt. Die anderen, die Drehbohrmaschinen, tragen einen langen Spiralbohrer, der ähnlich wie bei einer Metallbohrmaschine sich durch seine Rotation in das Gestein eingräbt. Zur Übertragung der Bewegung von der Achse des Elektromotors auf das Getriebe der Bohrmaschine wendet man biegsame Wellen an, ohne die eine bequeme Dirigierung der ganzen Anlage unmöglich wäre. Die biegsamen Wellen bestehen aus einem elastischen Kern von der nötigen Länge; auf diesen sind ineinandergreifende Metallringe gereiht, von denen immer einer die drehende Kraft an den anderen weitergibt. Das Ganze ist zweckmäßig umkleidet, damit man ohne Gefahr damit manipulieren kann. —

au.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!